

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 10

Artikel: Ruinen könnten einen ruinieren : die Geschichte, wie es zu Romainmôtier kam
Autor: Arx, Katharina von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079688>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ruinen könnten einen ruinieren

Die Geschichte, wie es zu Romainmôtier kam

Von Katharina von Arx

Die durch ihre Bücher und Weltreisen bekannte Journalistin und Schriftstellerin erzählt hier eines ihrer größten und andauerndsten Abenteuer aus der Schweiz – von der Arbeit und der Verpflichtung, die sie und ihr Mann übernommen haben, als sie sich mit einem verhältnismäßig kleinen Budget nur gerade ein mittelalterliches Schloß als Wohnung wählten: Das Priorshaus von Romainmôtier, das infolge seiner einmaligen Kraft zum Baudenkmal nationaler Größe erklärt worden ist. – Der Einsatz und der Kampf der jungen Frau haben das Verständnis von Behörden und kulturellen Vereinigungen gefunden. Noch bleibt indessen einiges zu tun, um die weitgesteckten Pläne von zwei Idealisten zu verwirklichen!

B.H.

Erst muß ich gestehen, daß ich sonst auch Drilhon heisse. – Aber das weiß nur der Mann vom Standesamt.

Herrn Drilhon lernte ich in der Südsee kennen. Romantisch. Wir hatten zusammen dort zu reisen, jeder für sein Land zu schreiben und die Ernte unserer Photos zu teilen. – Unser Team beruhte nicht auf eigener Wahl. Im Journalismus muß man sich mit allerhand Leuten auseinandersetzen.

Wir durchwanderten Neukaledonien, die Neuen Hebriden, die Salomonen, Neu-Guinea und Australien. Wir hatten manches Glück und manches Mißgeschick. In Neu-Guinea mußten wir uns einer Equipe anschließen, die den Auftrag zur Zählung der Buschbevölkerung hatte, denn so zwei Journalisten allein, ohne mindestens fünfzig Polizisten und Träger durfte man nicht im Busch herumspazieren lassen.

Wir wohnten bei der Königin von Tonga, wir suchten Gold und jeder war ein paarmal krank. Es klappte nicht alles mit den Interviews, eine Anzahl Farbfilme gingen in der heissen Feuchtigkeit zugrunde. Wir waren eben nicht amerikanisch ausgerüstet. – Mit neuen Ideen und Plänen trösteten wir einander, und als es nach

einem Jahr der Abenteuer zurück nach Europa an die Trennung ging, war sie uns einfach nicht mehr möglich. Wir hatten viel zu viel gemeinsam bewältigt.

An einem Februarmorgen, auf der Fahrt von Genf nach Zürich, stiegen wir in Solothurn aus und begaben uns aufs Standesamt. Trauzeugen waren die Zivilstandsbeamten. Beim Herrn Fürsprech nahmen wir auch gleich das Hochzeitsschinkenbrötchen ein.

Mit dem «Chasseur» in der Hand

Wir bildeten zusammen nun einen häuslichen Herd, hatten aber keinen. Dafür besaßen wir manchen Zentner Papier und Tausende von Photonegativen, die teils in Kellern, teils in Estreichen von Freunden herumlagen, nur selten da, wo wir sie brauchten – denn Papiere reisen ungern.

Am ereignislosen häuslichen Herd träumt mancher von wunderbaren fernen Ländern. In fernen Ländern aber träumt man noch viel sehnsüchtiger von einem Ort, wo man sein und bleiben könnte, wenn man will.

Wir versuchten es mit dem Tirol, mit einem Häuschen «auf der Alm». Im Sommer war das lustig, im Winter weniger. Stundenlang mußte man durch meterhohen Schnee zum Krämer waten. Und erst das Holzsuchen, das Feuern, der Waschzuber. – Es erwies sich ganz klar: wir sind keine Naturmenschen. Überdies war da noch ein Drittpersönchen unterwegs.

Wir zogen deshalb in ein Studio nach Paris. Zu zweit war das ganz gut möglich, jedoch zu dritt, jeder an seinem Tisch schreibend, das Baby schreiend in der Mitte... Es fiel uns einfach nichts mehr ein – oder war das Geschirr im Schüttstein der anderen Mieter schuld, der Ausblick in den Hof, der Straßenlärm, die Metro unten durch, die Luft, oder gar der Ehegespan?

Es erwies sich ganz klar: ich bin auch kein Großstadtmensch. Wer war ich denn?

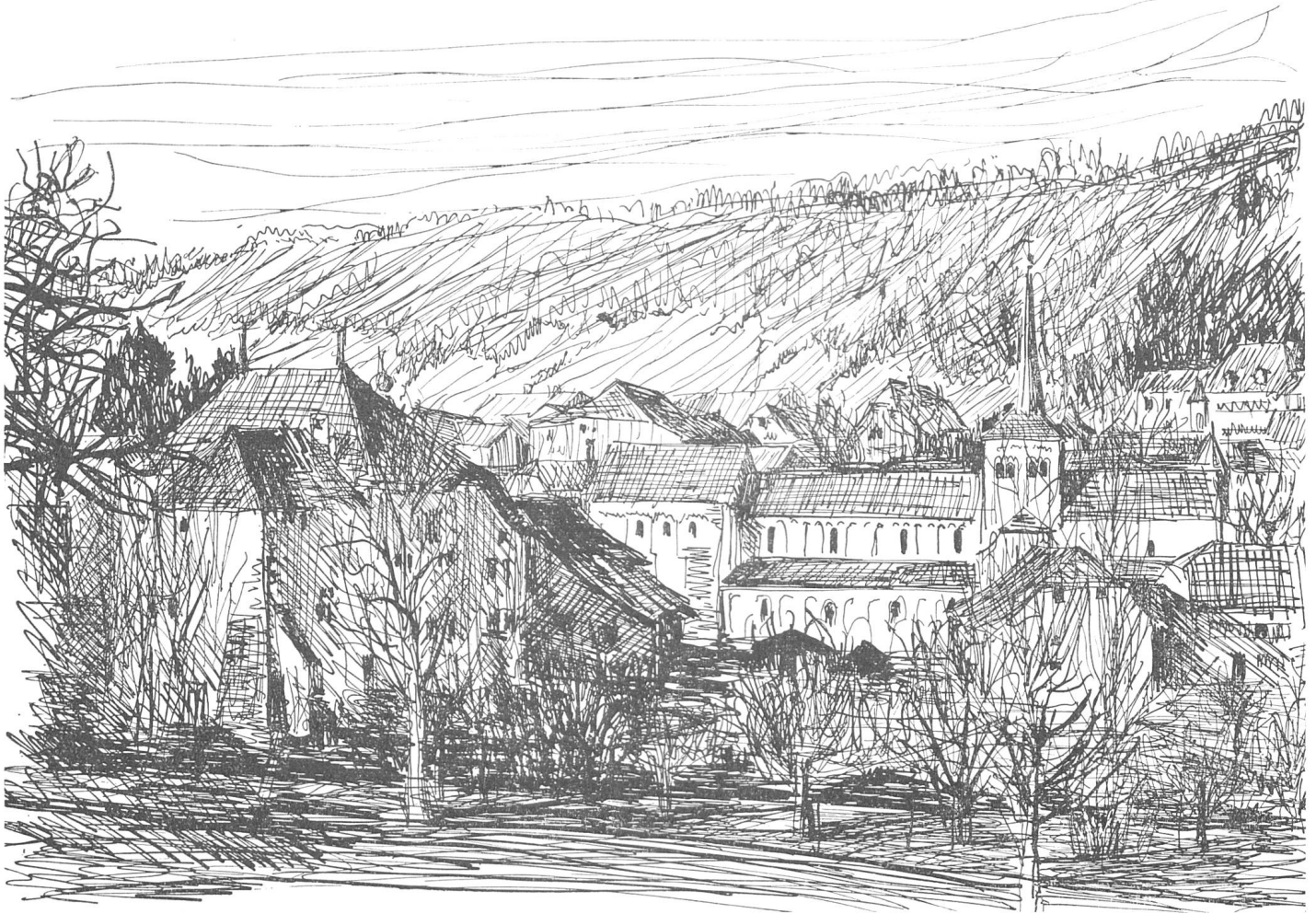
Eines Tages fiel mir ein «Chasseur Français» in die Hände, die Bibel der

französischen Provinz, eine wahre Offenbarung für so Zwischendinger wie ich. Da gab es in Annoncen Häuser zu verkaufen, für zehn- und zwanzigtausend Franken. Wir rechneten und rechneten. Wenn wir überall Vorschüsse zusammenkratzten und uns sechs Monate lang so richtig in die Papierzügel legten, würden wir es vielleicht schaffen – wenn man es nur einmal hat – gleich was. Von der Kunstakademie in Wien her konnte ich ja auch ein wenig malen, zumindest flach und regelmäßig, und sogar unterschiedlich in den Farben. Was man wirklich will, das kann man. Bald waren wir «reich» genug für ein Haus in Frankreich.

Kreuz und quer durchs Land besuchten wir Häuser. Die zu zehntausend wirkten meist etwas beklemmend, und bei den Notaren kam mich das Gruseln an. – Dann wieder diese herrlichen Ruinen, wenn man die nur wieder beleben könnte! Es müßte doch zu machen sein! Wenn arme Pächter in einer verlassenen Abtei hausen, warum nicht auch wir? Und wir würden sie eher hinauf – als herunterwirtschaften.

In der Loiregegend fanden wir eine Ruine der Frührenaissance, behaust von einer Bäckerswitwe. Aus der Nähe wirkte das Dach, mit dem es nicht gerade gut stand, recht unheimlich. Kaum waren wir jedoch von dort weggefahren, kam uns das Gesehene immer märchenhafter vor... die Hauskapelle mit den Statuen, heute ein Milchausschank... das monumentale Cheminée, in dem man wohnen kann. Von Paris aus kam uns die Ruine vor wie das schönste Märchenschloß. – An einem Samstag erhielten wir auf unser Drängen beim Notar hin die Nachricht, das Schloß sei verkauft. Das Märchen war zu Ende, und ich weinte.

Am Sonntag machten wir zum Trost ein Fährtdli durch den Jura. Auf einmal blickten wir hinunter in ein Tal... das ist doch fast nicht möglich... in der Schweiz... das Mittelalter, rein und schlicht, und lebendig – Romainmôtier.



Der Nationalrat lehnt zurück

Nur ein Kilometer und ein Kloster-tor trennen Romainmôtier von der Welt. Dort fährt der Trans-Europa-Express vorbei und der große Touristenverkehr Paris—Lausanne—Mailand. Hier, hinter dem Tor herrscht Mittelalter. – Eine ideale Konstellation für uns.

«Es gefällt uns hier», sagte ich zum Kirchenwart, «gibt es da nicht etwas zu bewohnen?» Er blickte mich ungläubig an: «Sie hier?» und lachte wie über einen guten Scherz. «Das Schloß vielleicht; die von den Juriens (der Nachbargemeinde) wären froh, es endlich loszukriegen.»

Er blickte mich an. – «Gehen Sie zum Nationalrat G., dem Gemeindepräsidenten von Juriens.»

Dann schliefen wir zwei Nächte nicht. War es ein Witz – kein Witz?

Es kam der Tag der Schloßbesichtigung. Im Halbdunkel eines schlauchartigen Korridors gewahrten wir nur eine zwischen Wänden eingepferchte Säule aus dem 14. Jahrhundert – ringsherum feuchter Gips und dunkelgraue Wände mit aufgemalten Steinen. Umriss einer Tür.

Der Kirchenwart klopfte – es öffnete sich ein Spalt. Zwei alte, miß-

trauische Augen schauten heraus. – «Nein, die Wohnung ist nicht zu besichtigen.» – Sie wirkte auch nicht gerade sehenswert, so durch den Spalt. Es roch nach aufgewärmtem Schweinefett.

«Die zahlen zwanzig Franken Miete», flüsterte der Mann.

Die Schlüssel zu den anderen Gebäudeteilen fehlten – zufälligerweise. Der Estrich war zwar offen. Wir wagten uns jedoch nicht hinauf.

Nach einem Gläslein lehnte der Herr Nationalrat wohligh in seinen schweren Fauteuil zurück. Bei ihm sah es natürlich anders aus. «Also, Sie haben das Schloß gesehen ... ja ... und Sie wollen es trotzdem ... ja ... Sie kennen den Preis ... ja ... einverstanden ... ja.»

Eine Stunde später saßen wir in einem Kreis von Gemeinderäten beim Notar in Orbe. Die Gemeinde Juriens gewährte uns eine Option. Für die Anzahlung fehlten uns noch zweitausend Franken. Kein Mensch wollte das Risiko eines Kredites auf sich nehmen, schon gar nicht eine Bank. – Kennen Sie die Mimik eines Bankdirektors, wenn er im Aufstehen sagt, «es tut mir leid» – nur mit den Lippen lächelnd, ganz abwesend – längst ist er wieder bei seinen unendlich ge-

wichtigeren Transaktionen. Auch mein Verleger geht aus Prinzip keine Bürgschaft ein. Er meinte, wir seien ja verrückt, und ich würde auf diese Weise mein ganzes Leben nichts mehr schreiben, stattdessen Dachkännel reparieren. – In meiner Not aber erfand ich tatsächlich ein Buchskelett und erhielt dafür einen Vorschuß ...

30. Juni 1960: Wieder war der Gemeinderat von Juriens vollzählig beim Notar versammelt, für den Verkaufsakt. In unserer Aufregung hörten wir gar nicht, was der Notar da herunterlas. Wie Automaten unterschrieben wir. Darauf erhielten wir ein winziges Schloß-Schlüsselchen. Und nachher gab es ein Bankett mit dem Präfekten. Ich bot ihm gleich den Schloßkeller als Gefängnis an.

Der Gemeinderat war bester Dinge, was mich nachdenklich stimmte. Doch alles Sinnen verflog nachher im weitbekannten Keller des Notars. Glücklicherweise hatten wir nicht weit «nach Hause». Wir zogen mit unseren Luftmatratzen ein, noch in derselben Nacht, es war ja alles, was wir hatten – ein Schloß – und einige Franken.

Zufällig auch eine Tontasse

In der Aufregung des Schloßkaufs hatten wir gar nicht mitbekommen,

Ruinen

was der Notar vorgelesen hat. Erst am nächsten Tag, beim nüchternen Durchlesen des Kaufvertrages wurden wir gewahr, was wir überhaupt erworben hatten. Da stand: «Die Gemeinde Juriens verkauft... bâtiment vétuste et indésirable... verlottert und keineswegs zu empfehlen...» – und wir mußten es sogar noch bezahlen – und der Pfarrer hat gesagt, wir hätten viel zu viel bezahlt, die dort oben lachten sich ins Fäustchen, in Juriens – Geld für eine Last, die man endlich abgeschüttelt hat.

Es wurmt einen schon ein wenig. Aber dann heißt es ja weiter im Vertrag: «Schloß mit Museum...» Wir kauften ein Museum, ganz unversehens, wir sind also Museumsbesitzer, nicht nur Schloßherren. – Wo war denn das Museum überhaupt?

Wir fanden es im Estrich hinter Spinnenweben: General Dufour zu Pferd in Gips, und moderige Uniformen. Und da war auch etwas, das aussah wie eine alte Wurst, vielleicht auch eine Fackel, und dort ein paar Jura-Fossilien. Im Eingang stand eine Kanone, nach ihrer Gravierung Eigentum der Jeunesse de Romainmôtier von 1866. Traurig war an allem nur,

daß uns niemand beneidete. «Die armen Teufel», hieß es von uns im Dorf, «sie richten sich zugrunde in der Baracke.»

Gemäß Kaufvertrag hatten wir achtzehn Räume erworben, die sich verteilten auf den südlichen, den mittleren Trakt und den nördlichen Anbau, alle drei mit ungleich hohen Stockwerken, teils untereinander verbunden, teils durch äußere Treppen zugänglich. Nach ein paar Tagen hatten wir alle Räume gefunden bis auf zwei oder drei. Wir suchten sie wochenlang... Räume können doch nicht abhanden kommen? – Erst als das Heu der nachbarlichen Scheune gesunken war, wurden zwei Türen zu zwei dreieckigen Räumen frei, in denen vor einem halben Jahrhundert ein Knecht gehaust zu haben schien.

Nach einer Woche durften wir sogar die Wohnung unserer Mieter, des alten Ehepaares, das uns seinerzeit nur einen Spalt geöffnet hatte, besichtigen.

Sie befand sich im westlichen Teil des Mitteltraktes, den man unterteilt hatte in einen finsternen Schlauch von Korridor und drei Räume der sogenannten Wohnung. Hier waren die

Tapeten dunkelbraun und meliert von vierzig Jahren Witterungseinflüssen. An Komfort war immerhin ein Wasserhahn vorhanden. Mit bedenklicher Miene führte mich Madame in den Keller, wo rostige Eisenschienen von der Decke hingen. «Jeden Augenblick kann der Boden einbrechen. – Ma bonne dame, so zwei junge Leute passen doch nicht in so ein altes Haus.» – «Man kann etwas draus machen.» – «Ja, ein bißchen auffrischen – wenn nur nicht das dicke Dingsda im Weg stehen würde.» Madame deutete dabei auf die wuchtige gotische Säule.

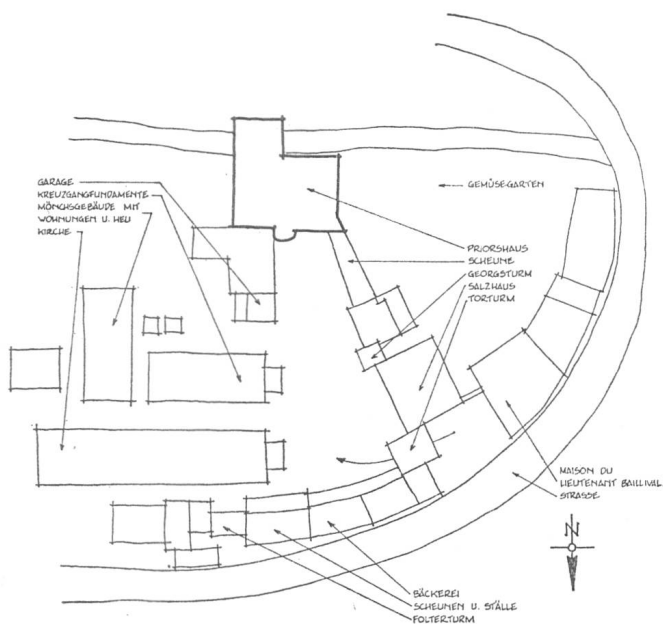
Die Kellerräume hatten es überhaupt in sich. Sie waren mehr als zur Hälfte mit Schutt und Erde angefüllt, offenbar hatte der Bach, der unter dem Südtrakt durchlief, während Jahrhunderten Erde hineingeschwemmt. Besonders der von den alten Bernern als Gefängnis benutzte Teil war praktisch bis zur Decke voll. Ich hob all den Schutt eigenhändig heraus und fand zwischen faulen Kartoffeln so ungefähr alles, was man für gewöhnlich in Abfallgruben findet: sich auflösendes Holz, Lumpen, Papier, zer Schlagene alte Öfen... dann aber auch einen Kerzenständer, eine Tontasse aus dem Jahre 800 und antike Ofenkacheln mit dem blauen Blumenmuster.

Im nördlichen Anbau im ersten Stock war ein «appartement privé» mit drei Räumen – leer. Die Wohnung mit ihren abgeschossenen Tapeten aus den Jahren um die Jahrhundertwende paßte denkbar schlecht zum Renaissance-Tor der Hoffassade mit der Jahrzahl 1605. Da nisteten wir uns vorderhand ein, mit zwei Klappstühlen, einer Kochplatte und einem Holzöfelchen der Heilsarmee.

Neben unserer «Wohnung» lag ein Louis XVI-Salon und darunter ein getäferter Abstellraum.

Im Mitteltrakt, neben der Wohnung des alten Ehepaares, verfügten wir über einen einzigen intakten Saal: der sogenannte Berner Saal mit Renaissance-Decke und Wandmalereien. Die «grande salle» darüber wurde als eine Art Estrich benützt. Unser Mieter spal-

DAS STÄDTCHEN



tete dort sein Holz auf mittelalterlichen Fliesen. Eine Wand trennte den ganzen Raum in Heuschöber, Holzschopf und Rumpelkammer. Eine Hühnerleiter verband Parterre, ersten Stock und Obergeschoß miteinander. – Es sah aus, als hätte ganz Romainmôtier die Räume als allgemeine Rumpelkammer benützt, schließlich war ja immer alles offen! Einzig die Fensterbänke erzählten von anderen Zeiten.

Der südliche Anbau spannt sich mit einem kühnen Bogen über den Bach. In seinem Parterre war eine zweite «Wohnung» eingerichtet, die von einem Witwer eingenommen wurde. Ebenfalls dunkelgrau und fettig, mit Wasserhahn. Im ersten Stock darüber eine Art von Schreckenskammer, ein Raum, den wir seines Zustandes wegen den Besuchern lange nicht zeigten. Statt einer Decke lediglich gerippte mittelalterliche Balken, an denen die Überreste einer alten Gipsdecke hingen. Der Boden machte den Eindruck, als könnte man jeden Augenblick in die Hölle hinuntersausen. Durch die zerfetzte Gipsdecke war der Blick frei bis ins Dach hinauf. – Es war nur

zu verständlich, daß beim Kauf der Schlüssel gefehlt hatte!

Über dem Mittelfenster in der brüchigen Mauer gegen Osten erkannte man einen Bogen, den man einmal im Zeichen einer Modernisierung hat verstecken wollen. Er zeugte von einem einst gewesenen wunderbaren Saal in diesem Anbau, von dem man in den zwanziger Jahren geschrieben hatte: «kunsthistorisch völlig uninteressant – aus dem 19. Jahrhundert, mag eine lokale Industrie beherbergt haben.»

Wönigli und Fresken

Wir wollten in erster Linie überleben. Unsere kleine Frédérique hatte Anrecht auf ein Heim (welche Utopie in diesem Rahmen!). Die drei Räume im nördlichen Anbau hatten wir während der Sommermonate bereits abgelaut, gegipst, geweißelt, so zwischen der Auswertung unserer fast unerschöpflichen Südsee-Reportage. Wohl war da ein Wasserhahn, aber mit freiem Ablauf in den Hof, weil ein moderner Ablauf restaurierungstechnisch nicht vertretbar war. Diese Wohnung war somit auf die Dauer unbewohnbar.

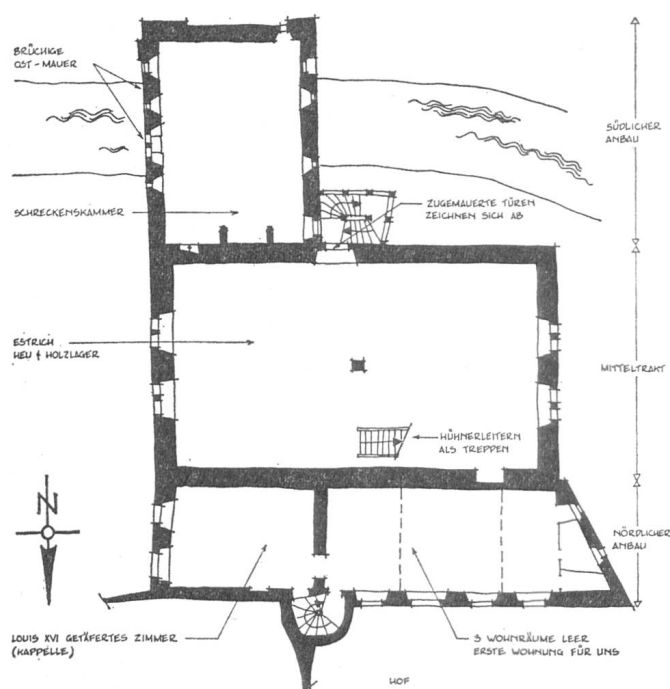
Man erkannte gleich im Dorf: Das

ist eine ganz typische Deutschschweizerin, stets mit einem Besen in der Hand. Statt des Bodens wischte ich jedoch die Estrichwände. Meist wurden sie dadurch weiß. Im Estrich aber wurden sie immer dunkler – farbig? Ja, farbig. Das sind ja ... Striche, Kreise ... Köpfe ... Leute – Fresken! Die Fußpartien verschwanden allerdings im Boden. Sie mußten im Täfer des unteren Stockwerkes liegen. Wir öffneten das Täfer einen Spalt und fanden die Fortsetzung!

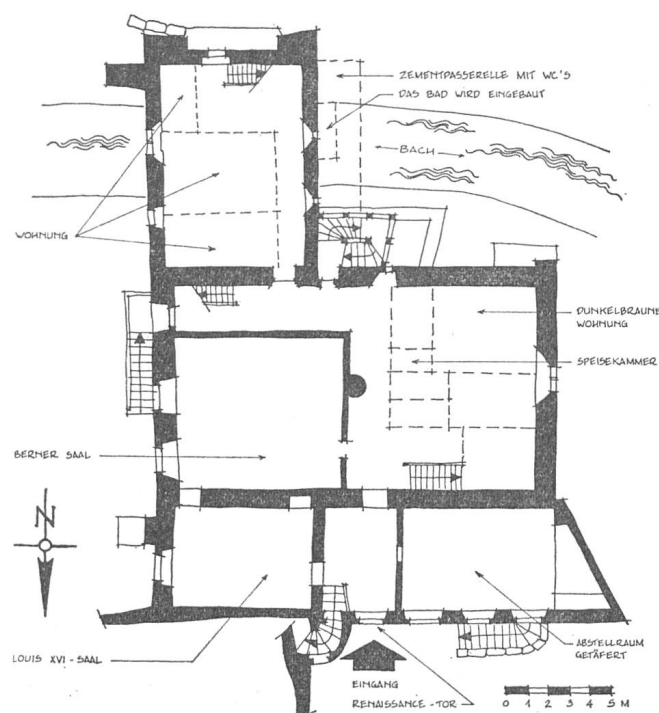
Fresken gehen einen nun schon nicht mehr allein an. Ich schrieb Herrn Professor Linus Birchler, dem früheren Präsidenten der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege, und dieser Brief war der Anfang eines langen Amtsweges zur sogenannten «Klassierung».

Ich wischte aber auch im nördlichen Anbau, in dem riesigen, allen Winden preisgegebenen Raum, wo durch die in zwei Meter Höhe befindlichen Schießscharten während Jahrhunderten alle Blätter hineingeweht waren. Als wir die kompakte Schicht von etwa 60 Zentimetern ins Freie beförderten, staubte es derart, daß

1. STOCK



PARTERRE



Ruinen

die Leute im Dorf glaubten, jetzt sei eine Feuersbrunst ausgebrochen. Überhaupt gefiel es den Leuten nicht so überaus, daß wir derart herumrumorten. Man schalt uns dreckige Leute, weil wir so im Dreck herumwühlten, und schließlich war es auch für unsere Mieter nicht mehr zum Aushalten.

Wir entschlossen uns, die Wohnung des Witwers im Südbau für unsere eigene Familie instandzustellen. Das war wohl das Einfachste, denn an der westlichen Hausmauer entlang lief ja bereits die zementene Passerelle mit Ansätzen zu sanitären Installationen. Hier kam unser Badezimmer hinein.

Die schwarzen Gipsdecken wurden erst mit acht Schichten Farbe weiß, von den Wänden nicht zu reden. Ich kann nur sagen, daß man um die Jahrhundertwende haltbares Material verwendete! Meine Füße kamen mir wie im unten durchfließenden Bache stehend vor in jenen Wintertagen. Die Lauge gefror im Schwamm, und meine Finger sahen aus wie Würste. Auf den «Sudeln» unserer Manuskripte waren in den Ecken Vierecke eingezeichnet mit kleineren Vierecken drin, Badewanne, Lavabo, Herd. Auf dem Rückweg von den Redaktionen führten wir jedesmal ein paar hundert Ziegel vom Abbruch aus Lausanne, Lyss, Pompaples, Orbe, Pampigny usw.



heim, oder Plättli, oder Farbe, oder Lauge.

Das Schreiben litt, doch bald wird alles fertig sein, dann schreiben wir von neuem los. – Der erste Januar war kühl. In Skibekleidung saßen wir am Schreibtisch. Mir kamen nur tragische Geschichten in den Sinn. – Wären Ruinen bewohnbar, wären sie keine. Das Haus machte auch mit Wönigli noch einen riesig-gähnenden Eindruck. Es mußte einfach weiteres geschehen. Als nächstes packten wir daher die dunkelbraune Wohnung im Mitteltrakt an – für einen Freund, der sich als Mieter anerbote.

Noch einmal kehrten wir fünfzig Jahre Armut aus. In der Speisekammer entstand ein schönes grünes Badzimmer und in der alten schwarzen Küche eine neue weiße. Wir blickten einander ungläubig an als Wasser erstmals in Chromstahl floß – und erst noch heiß.

«Weg mit der Warze!»

Bis dahin hatte man unser Haus «das Schloß» genannt. Heute heißt es «Maison du Prieur». Im Städtchen sagte man, der Prior von Romainmôtier hätte einmal darin gewohnt, bis ihn die alten Berner ablösten mit ihren eigenen Beschäftigungen, Administration und Gerichtsbarkeit. Diese hinwiederum hatten dem neuen Kanton Waadt das Feld zu räumen, bis die Behörden, der Last überdrüssig, das unmögliche Gebäude einem Bauern abtraten. Dieser einem Notar, dieser einem Weinhändler, dieser der Nachbargemeinde, diese uns. Aber schon vor unserer Epoche entging es manchen nicht, daß aus dem Gebäude etwas zu machen wäre: eine Haushaltungsschule, eine Großgarage, ein Silo!

Daß aber irgend etwas Besonderes an dem Gebäude sei, das dachte niemand. Als ich Professor Birchler wegen der Fresken anfragte, schrieb er mir zurück, er wisse gar nicht, um was für ein Gebäude es sich handle. Er fragte mich, ob es sich um den Torturm handle, und riet mir, Herrn Edgar Pellichet, den waadtländischen Denkmalpfleger, zu benachrichtigen.

Und der kam dann an einem Sonntagnachmittag vorbei, schaute herein und meinte, das könnte interessant werden und Aufsehen erregen – ça va faire du bruit.» Er sah auch die dicke Säule und sagte: «Il faut classer toute la maison, c'est le plus simple.»

Und so wurde das Priorhaus eines der ersten Privathäuser in der Schweiz, das vollständig klassiert wurde. Nun ist es ein «bâtiment historique».

Da ich hörte, auch der Bund könnte eventuell Subventionen geben, benachrichtigte ich auch die Eidgenössische Denkmalpflege. Der Bund unterstützt allerdings nur ganz wichtige Objekte, die für das gesamte Land etwas bedeuten. Nun ist Romainmôtier aber die erste christliche Niederlassung in der Schweiz. Es wurde von Sankt Romanus und Sankt Lupicinus, die von Italien kamen, gegründet. Ich nehme auch an, daß das Kloster St. Loup, 6 Kilometer von uns, vom selben Sankt Lupicinus stammt.

Darauf stieß dann auch der neue Eidgenössische Denkmalpfleger Professor Schmid, in Begleitung des Architekten Margot von Lausanne, zu uns. Ihr Staunen war groß: «Wer hätte geahnt, daß es in der Schweiz noch unbekannte Objekte gäbe, und erst noch so eins.»

Am Morgen vor dem Besuch hatte ich mit dem Pinsel noch die letzten Details in unserem neuen Badzimmer (an der Zementpasserelle) nachgezogen. – Beim Anblick dieses zementenen Badezimmeranbaus meinten dann die Herren: «Diese Warze müßte als erstes weg.» Und zum Abschied schärfte uns der Experte ein: «Keine Arbeit ohne Architekt. Das Denkmal ist viel zu interessant.» Wir dachten an unsere mageren Finanzen und machten offenbar verlegene Mienen; so fügte er tröstend bei: «Aber wir werden Ihnen helfen.»

Gründlichkeit ist aller Laster Anfang

Es wurde nun ein erster Kostenvoranschlag für die Restaurierung des südlichen Anbaus und der Nordfassade aufgestellt – er belief sich auf rund hunderttausend Franken. Der Archi-

tekt glaubte damals, er habe sehr präzise und vorsichtig gerechnet, ja sein Voranschlag sei bestimmt zu hoch. In der Tat und Wahrheit kostete alles nachher mindestens fünfmal mehr! Ungefähr die Hälfte des ganzen Betrages war subventionswürdig, denn es wird natürlich nur die reine Restaurierung subventioniert, wie etwa die Wiederherstellung eines gotischen Fensters, nicht aber unsere Heizung oder gar unser Bad. Es klappte da ein größeres Loch in der Rechnung: unser Anteil.

Auf den Banken sagten mir die Beamten rundweg, es hätte keinen Sinn die Direktion zu sprechen, Restaurieren alter Häuser, Schlösser: Fässer ohne Boden. Auf vielen Umwegen wurde uns endlich bei einer kleinen Sparkasse ein Minibaukredit von 27 000 Franken gewährt. «Um das Gebäude aufzuwerten, müßten Sie die Zentralheizung einbauen», riet uns der Direktor. Doch an solche Kosten wollten wir lieber nicht denken. Uns schwindelte von gewissen Summen an.

Wir begannen mit der Restauration der Schreckenskammer. Zwanzig Meter hohe Stämme kamen als Gerüst an die Fassade überm Bach. Fünf moderne, das heißt ungefähr hundertjährige Fenster mußten samt Fensterstöcken herausgenommen werden. Bald stützte ein Wald von Stahlsäulen die entstandene sechs Meter breite Bresche in der dicken, bröckeligen Ostmauer. Das Kamin unserer Oelöfen hing in der Luft. Es war im Weg – es mußte weg.

Auf der gegenüberliegenden Seite wurde eine zugemauerte Türe geöffnet. Dadurch landete man plötzlich über unserer Badewanne aus der Vogelschau. «Ich habe Ihnen ja gesagt, die Warze muß weg», sagte der Experte.

Der Weg zurück ins Mittelalter brachte in den Fensterbreschen Fragmente von Schießscharten mit gemalten Freskowappen, zwei Fensterchen und ein großes Kreuzstockfenster an den Tag. Auch im unteren Stock wölbte sich so ein mysteriöser Bogen: Natürlich auch dies ein Kreuzstockfen-

ster, mitten auf der Trennwand zwischen unserer Küche und dem Kinderzimmer. – Da war für uns keine Bleibe mehr. Unsere soeben einigermaßen zurechtgemachte Wohnung mußte wieder abgerissen werden, und wir zogen also in den Mitteltrakt um, nachdem unser Freund das Leben «auf einem Bauplatz» auch nicht mehr ausgehalten hatte.

Der vom eidgenössischen Experten vorgeschlagene Architekt, Monsieur Margot, machte einen verführerischen Vorschlag: Er zeichnete die Ostfassade mit den beiden Kreuzstockfenstern, wie sie im Mittelalter ausgesehen haben mußte. «Wir helfen Ihnen ja», argumentierte Professor Schmid.

Wir konnten uns nicht gleich entschließen. All die Zahlen, nur schon die schöne Fassade würde zusätzlich 50 bis 100 000 Franken verschlingen!

«Dann warten wir», sagte der Experte. – Aber es war ja alles offen, das Kamin weg und zudem Winter! «Gut. Also weg mit der Wohnung, dem Warzenbad und dem Heizkamin, aber, meine Herren, wenn die Rechnung dann nicht aufgeht, zähle ich auch auf Sie!»

Wir zogen also in den Mitteltrakt. Über und unter uns durch piffte der Wintersturm. Wir schrieben im Bett, und jeden Morgen standen wir im Bach, um mit Eispickel und einem Feuerchen den Ablauf aufzutauen.

Nachdem das neue Kamin nun in einer neutralen Mauer eingebaut war, konnte man nur noch eine Zentralheizung einrichten, solange die Böden offen waren. Neue Löcher sind nach der Restaurierung untersagt! «Der Bankkredit wird dann schon gewährt, wenn alles fertig ist und man endlich weiß, was die Heizung kostet. Der Direktor hat uns ja dazu geraten», überlegte ich.

So wurde der südliche Anbau restauriert, mit unserer nun hoffentlich endgültig instandgestellten kleinen Wohnung im Parterre mit dem schönen Saal darüber, in dem ich mir jetzt mein Studio von 7 auf 10 Meter eingerichtet habe, und darüber – dort wo früher nur Luft war – eine kleine

Wohnung, die wir jetzt an Kunsthandwerker vermietet haben.

Aber nun hatten wir ja zum Saal keinen Zugang mehr, nachdem wir die Hühnerleitern abgebrochen hatten, um die Decken zu schließen. Hatten die Priore wohl einen Lift benützt, und wenn ja, wo? – Bei streifendem Sonnenlicht gewährte man, wenn man von der andern Seite des Baches zum Haus schaute, in der Ecke, wo sich Mitteltrakt und südlicher Anbau treffen, gewisse Schatten, aus denen man auf zugemauerte Türen oder Fenster schließen konnte. Da und dort leuchtete aus der bröckeligen Mauer auch ein gelber, behauener Stein hervor. – Auf Grund dieser Feststellungen mußte man annehmen, daß hier einmal ein Treppenturm gestanden haben mußte. Es war nicht anders möglich, als diesen Treppenturm nun zu rekonstruieren.

Damit war im Südbau nun alles in Ordnung, aber im nördlichen Teil weniger. Noch immer mußte man durch den dunklen Schlauch, um in den restaurierten Anbau zu gelangen. Die Restaurierung schien auf diese Weise überhaupt keinen Sinn zu haben, wenn das Schöne derart hinter dem Durcheinander versteckt blieb.

Eines Tages leuchteten wir die abbröckelnden Trennwände der Freundes-Wohnung mit dem grünen Bad-



Ruinen

zimmer mit der Taschenlampe ab: Da waren ja die alten, längst verschwundenen Bodenplatten in den Wänden, teils mit Daten, 1581, oder mit Ornamenten! – Auch diese Wohnung mußte also weg! Jetzt kam es schon nicht mehr drauf an.

Diese Bodenplatten stammten aus den Bodendurchbrüchen für die Hühnerleiter. Also zurück mit ihnen, wo sie hergekommen waren! Was fehlte, fand ich auf dem Abbruch. Ich unterhielt da ein ganzes Spionagenetz.

Der riesige Raum, in dem die abgebrochene Wohnung eingeschachtelt war, bildet jetzt wieder die Eingangshalle aus dem 15. Jahrhundert mit ihrem restaurierten Kreuzstockfenster, ihrer noch erhaltenen Balkendecke, getragen von der Säule des Priors Jean de Juys. Nur das monumentale Cheminée ist noch nicht restauriert.

Die schönste Überraschung waren im großen Saal, dem früheren Holzlager im ersten Stock, drei frühgotische Doppelfenster mit ihren Gittermustern über den Bänken in der Fensterbrüstung. In wochenlangem Verlesen allen Mörtels fand der geniale Steinhauer fast alle Stücke zu den Fensterstücken mit dem gelochten Mittelteil und konnte sie wieder zusammenkleben.

Zarte Hände

Damals im Herbst, als das erste Gerüst vom Lastauto abgeladen wurde, dachten wir, im nächsten Frühjahr werde die Arbeit fertig sein. Fünf Frühlinge sind seither verflossen, bis die Bretter wieder aufgeladen wurden. Mit Verputzen, Weisseln und Freilegen von alten Balken ist es bei der Restaurierung nicht getan. Es war ein Weg zurück durch die Jahrhunderte. Erst nahm man das 19. Jahrhundert mit seinen vielen harten großen Fenstern auseinander, teilweise sogar das 18. Jahrhundert. Mit dem Berner Saal, im Parterre des Mitteltraktes, und der Fassade auf den Hof blieb man beim 18. Jahrhundert stehen.

Die Meinungen sind noch geteilt. Die ganz Mittelalterlichen würden natürlich den Berner Saal am liebsten

entfernen, damit die Säule des Priors frei in der riesigen Eingangshalle stehen könnte!

Auf diesem Rückweg galt es, den Arbeitern den Weg zu weisen. Beim Öffnen einer Mauer hatten sie mit feinen Händen Zentimeter für Zentimeter vorzugehen. Bei der geringsten Spur eines tieferliegenden Verputzes, einem Flecklein Farbe oder einem auch nur flach behauenen Stein, war die Arbeit einzustellen und der Architekt zu benachrichtigen. Dieser nahm den Bestand mit dem Photoapparat auf. Und nachher ging mit feinem Werkzeug ein wahres Schatzsuchen los.

Bei einem Fund waren meist alle unsere vorhergehenden Pläne nochmals auf den Kopf zu stellen, was jedesmal Monate dauerte. Unterdessen ruhte das offene Haus in seiner Grabesstille. Um die Arbeit nachher aber wieder anzukurbeln und die Arbeiter zurückzubekommen, mußten wir jedesmal einen wahren Bettelzirkus aufführen. Ich griff sogar zu Augenschwarz, um ihnen zu gefallen. Und wieviele Stunden plauderte ich mit ihnen – aber ja nicht von der Arbeit.

Leise fragten wir uns immer wieder, wieviel mehr dies kosten werde? Laut spricht man es nicht aus, was sind schon solche Bagatellen gegenüber einem nationalen Fund – und in hundert Jahren fragt niemand mehr, was es gekostet hat!

Die zarten Maurerhände wurden beim Basteln manchmal auch nervös. Da arbeiteten sie den ganzen Tag lang, ohne daß am Abend etwas zu sehen war. Wie anders ist es beim Kollegen am Wohnblock, wo man die Mauern vom bloßem Auge wachsen sieht!

Ein Zimmermann fand ein gelbblaues Wappen, gerade dort, wo ein Balken wieder einzusetzen war – «schnell weg mit der Farbe», sagte er sich, «den Balken drein, sonst werden wir noch nächstes Jahr hier ‚pétouiller‘ (blöötlerle).» – Ich kam zu spät, und durfte nicht einmal etwas sagen; ich hätte ihn nicht wieder gesehen, und

der Bauplatz wäre in Verruf geraten.

Man mußte einfach stets zugegen sein. Ich wagte kaum eine berufliche Reise mehr, Unersetzliches stand auf dem Spiel. Ich machte stattdessen fast den ganzen Tag die Runde – die Geschichte mit dem blauen Wappen ist zwischen zwei Runden innert einer Viertelstunde geschehen.

Es ereignete sich auch der Unfall mit der Kapelle im Nordanbau: An einer Wand war ein Stück Eisenbeton einzumauern. «Öffnen Sie die Mauer nicht ganz durch», hatte ich den Vorarbeiter noch ermahnt, «auf der andern Seite sind Fresken aus dem alten Testament, in der Kapelle des Priors.»

Ich gestattete mir daraufhin eine halbe Seite Manuskript – Zeit für eine klaffende Bresche: Der Architekt fühlte sich fast krank bei der Entdeckung!

«Ich dachte, auf der andern Seite ist ein Täferschrank und keine Kapelle, da konnte doch nichts sein», verteidigte sich unschuldsvoll der Arbeiter. Aus einem Kubikmeter jahrhundertalten Mörtelsandes waren nun die kleinsten Teile farbigen Verputzes herauszusuchen! Daraus schloß Monsieur Hermenez, der Freskenrestaurator, daß es nur gemalte Draperien mit Faltenwürfen gewesen waren, schon vorher stark beschädigt. Zum Glück! Und wir hatten schon befürchtet, man habe dem Moses die Füße amputiert, der im früheren Estrich darüber mit anderen alttestamentlichen Figuren zum Vorschein gekommen war.

Das provozierte Wunder

So tröpfelten die Stunden unaufhaltsam fünffach herunter, mit unseren fünf Arbeitern, zu zehn bis fünfzehn Franken die Stunde. Der Vorarbeiter zeigte besonders gern sein Werk dem Schweizervolk. Wer immer kam, den führte er durchs Haus – «sie haben ein Recht darauf, die Steuerzahler zahlen die Subventionen.»

Ich nahm ihm oft die Führung ab – oder auch den Besen aus der Hand und wischte weiter, obschon er fürs Leben gern wischte. – «Ce n'est pas une femme», brüllte er jeweilen durchs Haus, «c'est une lionne.»

Die Gläubiger werden aber nicht zum Steuerzahler um ihr Geld gehn, und auch nicht zum Bund, sondern zu uns. Wir haften ja mit unserem Kopf, aus dem trotz allem Artikel fließen müssen. An manchem Morgen schloß ich die Augen schnell wieder, um zu schlafen bis alles vorbei ist, und nie war es vorbei, und ich erwachte immer wieder.

Unsere Kreditbegehren an die Bank wurden immer größer. Von hunderttausend stieg die vorläufige Rechnung in die dreihunderttausend. Das Kreditbegehren für die Zentralheizung kam drei Tage zu spät, eben war Konjunkturdämpfung angeordnet und die Kredite wurden vertagt. Monatelang eilte ich von Bank zu Bank. Zwischenhinein organisierte ich an Samstagen ein Kartoffelfest, das heißt ich lud Bekannte ein, damit sie mir weißeln halfen, und als Belohnung durften sie am Cheminée Kartoffeln braten. Das Haus mußte unter größter Anstrengung einfach einen bankfähigen Anschein erhalten. – Es gelang, zumindest für die Heizung, die längst eingebaut und nicht bezahlt war. Auch die Arbeiten am Fundament im Fluß kamen viel teurer, wegen der unerwarteten Unterspülung. Der Architekt beruhigte mich, das sei beim Restaurieren halt so, man wisse erst am Ende, was es koste...

Der dritte Kostenvoranschlag von 320 000 Franken wurde schließlich nochmals um hundertfünzigtausend überschritten – und das war innert eines Monats aufzubringen!

In solchen Situationen erwacht manchenorts ein ungeahnter Geist des Ausverkaufs. Ein Baudenkmal war da billig zu haben. – Wir unterschrieben einen Wechsel über 63 000 Franken, der sechs Monate Aufschub schenkte. Die restlichen Gläubiger gelang es mir zu vertrösten.

Die Zeit reichte gerade zum Winken der besten Geister unseres Landes. Der Heimatschutz kam uns zu Hilfe, auch Bund und Kanton gaben ihren Prozentsatz an die Kostenüberschreitungen. – Nur den An-

teil von Kanton und Bund an die notwendigen Abbrüche unserer so schön restaurierten Wohnungen, die allein weit über hunderttausend Franken ausmachende Versetzung der beiden Küchen und Badezimmer, der elektrischen Anlagen, der Stromzufuhr unter der Erde, der abgebrochenen und wiederaufzubauenden Wohnungen, fand ich mit ein paar tausend Franken etwas gar bescheiden. Doch wir wollen nicht undankbar sein, und überhaupt, wir wollen auch die Beamten des Finanzdepartementes verstehen. Wenn sie die Abrechnung vor sich haben mit allen Fakturen: da, wo es von Badewannen handelt, streichen sie natürlich ab, weil sie sich sagen, das sei eindeutig keine Restaurierungsarbeit. Dabei übersehen sie aber, daß die Restaurierung überhaupt nur durch die Opferung unserer neuen Einrichtungen möglich war.

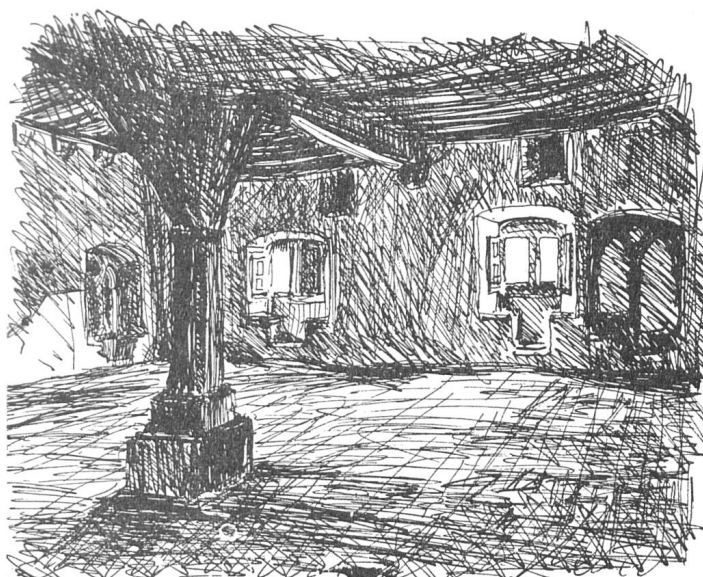
Schließlich haben wir mehr als unseren Anteil aufgebracht. Die Kredite und unser Geld zerflossen buchstäblich in den Händen. Bei einer solchen Unternehmung braucht man schnell zehn Kilo Seife, fünf Besen auf einmal und einen Industriestaubsauger. Ich weiß, wir sind selber schuld, warum besitzen wir ein Schloß, als gewöhnliche Journalisten – das ist schon fast unmoralisch. Und daß wir die Arroganz des Restaurierens hatten!

Trotz aller dieser Einsicht blieb uns nichts anderes übrig, als ein Wunder zu provozieren. Wir stellten zehn Dossiers mit Beschreibung der Restaurierung, einem Finanzplan, den ganzen Abrechnungen über eine halbe Million Franken, Plänen, Photos, Skizzen und einigen Zeitungsartikeln zusammen und sandten sie an alle wichtigen Leute. Vier kamen «mit Bedauern» zurück, einige aber blieben glücklich haften. Das letzte Dossier weilte in Zürich, beim Jubiläumsfonds der Bankgesellschaft. Man sagte uns, dort sei nicht viel zu erhoffen, es seien schon viel zu viele Anwärter eingeschrieben, und erst noch viel Gewichtigere, richtige Stiftungen mit Stiftungsräten, ja sogar Kantone, nicht nur so arme Künstler wie wir.

Am 12. Dezember 1966 läutete der Bankdirektor an, er bringe glückliche Nachricht vom Jubiläumsfonds. – Und dann kam er mit einem Brief und einem Check, der jeden Wunschraum übertraf. Ich wußte nicht mehr, wie mir war, ich wollte ihn umarmen – jedoch – darf man das, im Umgang mit einer Bank?

Eine Stiftung – eine Stadt

In seinen großen Zügen ist das Priors-haus restauriert. Wenn man von der Straße von Juriens herunterkommt, sieht man es als eine seit dem Mittel-



Ruinen

alter unberührte Festung. Vom Hof aus ist es nur ein Haus, das jedermann betreten darf. – Allerdings fröstelt einen in der Eingangshalle, das große Cheminée ist noch nicht wiederhergestellt. Immerhin wärmten schon einige Bankette und Hochzeitsfeste die Atmosphäre auf.

In Küchendingen und sanitären Belangen geht es bei solchen Festen jetzt noch ein wenig dilettantisch zu. Die Wirtsfrau von nebenan wärmt die Teller auf dem Heizkessel der Zentralheizung. – Vielleicht finden wir bald einmal eine Hotel- oder Kantineküche auf Abbruch. Wer sie mir findet, wird im Haus gefeiert.

Im großen Saal des ersten Stockes werden bereits Konzerte abgehalten, im zweiten Stock Ausstellungen. Sogar im Keller sind Anlässe möglich; «es ist dort romantisch wie im Film», schwärmt unser Metzgermeister.

Das Priorshaus ist ein Anfang. Ziel ist die Gesamtrestaurierung der alten Klosteranlage und ihre Wiederbelebung im richtigen Geist. Es gibt da noch die Stadtmauer. Wenn man von der Kirche kommt, sieht man rechts einen riesigen Backsteinwürfel von 1898, eine Scheune, die an die «Tour St. Georges» und die Stadtmauer anlehnt, ja diese durchbricht. Darnach kommt wieder ein so wüstes Ding, teilweise aus Holz, welches direkt an unser Haus grenzt.

Links an den Nordflügel ist eine häßliche Garage angebaut. Das alles sollte man eigentlich ändern, wenn man Romainmôtiers Charakter zur Geltung bringen möchte. Das frühere Kloster mit den Zellen ist heute ein Schopf mit Stroh und Heu, einen Teil davon hat der Kanton gekauft. In der Wiese neben der Kirche wurden einmal die Fundamente des Kreuzganges freigelegt und wieder zugeeckt. Die mittelalterliche Klosteranlage von Romainmôtier ist eine der schönsten der Schweiz und verhältnismäßig unberührt in ihrer Einheit, dank dem eisernen Beharrungsvermögen der Bevölkerung. Die Mittel zu durchgreifenden Modernisierungen hatten glücklicherweise immer gefehlt.

Die Probleme sind zunächst einmal urbanistischer Natur: Romainmôtier war von jeher ein Städtchen. Die Landwirtschaft fühlt sich darin nicht wohl und wird völlig unrationell betrieben. Um der Schönheit willen gibt ein Bauer Stall und Scheune aber nicht zum Abbruchpreis her, und niemand zieht aus, um anderswo teurer unterzukommen.

Romainmôtier braucht eine Satellitensiedlung. Dafür könnten geräumige Gebäude, wie etwa die historische Salzkammer, nach ihrer Restaurierung materiell autonom werden.

Angesichts solcher Pläne sind wir, mein Mann und ich, kleine Zauberlehrlinge auf der Suche nach dem Meister. Der Meister für die Verwirklichung der großen Pläne wird eine Stiftung sein, zu der sich bereits mehrere Industrielle bekennen. Für diese Stiftung suchen wir nun eine neue Form. Ich stelle mir eine Zusammenarbeit von Industrie, Staat und Privaten vor, die weit genug in die Zukunft blicken und auch genug Ehrfurcht vor dem Alten haben, um nicht aus kommerziellen Gründen zu viele Konzessionen einzugehen. Unterkunftsmöglichkeiten müssen geschaffen werden, um das Städtchen wieder zu beleben. Nichts ist abschreckender, als riesengroße kühle Säle, wie in manchen wunderbar restaurierten Loireschlössern, die – unbesetzt dem Besucher entgegengähnen. Da gähnt man nur zurück.

Hier im auferstandenen weltlichen Kloster könnten alle Arten von Anlässen abgehalten werden, Sommerkurse, Studienwochen, Aussprachen, Generalversammlungen, Konzerte, Ausstellungen, und manch einer der vielen tausend schweizerischen Vereine kann sich schon heute Romainmôtier als Ausflugsziel stecken, mit einem Lunch bei modernen Halbmönchen und -nonnen. Denn nichts tut diesen alten Mauern so wohl, als zeitgenössische Lebensgeräusche, die ihnen leben helfen.

Die Illustrationen stammen von der Autorin.

Wenn Affen

Von Fred Kurt

Mit achtzehn Jahren bin ich aus dem Gymnasium Burgdorf durchgebrannt, um mit dem Zirkus Knie umherzuziehen. Ich putzte Elefanten, und das Zirkusleben gefiel mir sehr gut. Dann aber meinten meine Eltern, es wäre doch gut, wenn ich die Matur bestehen würde, für die Laufbahn zum Elefanten-Dresseur wäre es nachher immer noch früh genug.

Und wirklich, nach erreichtem Mittelschulabschluß sah die Sache dann etwas anders aus: ich immatrikulierte mich an der Universität Zürich und studierte Zoologie – aber der Zug zur Romantik und die Liebe zu den großen Tieren blieben. Ich war deshalb sehr glücklich, als sich mir bald Gelegenheit bot, mich einer Expedition meines Bekannten Dr. Hans Kummer nach Äthiopien anzuschließen.

Hans Kummer hatte einige Zeit zuvor im Zürcher Zoo die Mantelpavianne studiert und erhielt nun den Auftrag herauszufinden, wie sich diese hundsgrößen Affen in der Freiheit verhielten.

Unsere Expedition bestand aus zwei Mann und einem Jeep. Bevor wir losfahren konnten, hatten wir alle Hände voll zu tun mit Vorbereitungen, denn es war vorgesehen, daß wir ein ganzes Jahr weit ab von Städten im afrikanischen Busch leben sollten. Dr. Kummer nahm die vorbereitenden administrativen Aufgaben auf sich, die Beschaffung der Visa und die Besprechungen mit Diplomaten, Wissenschaftlern und Jägern, welche unser Reiseziel aus eigener Erfahrung kannten. Meine Aufgabe war es, die nötigen Expeditionsgegenstände einzukaufen, Fotoapparate, Feldstecher, Zelte, sowie Schlafsäcke und all die vielen kleinen Dinge, deren Wichtigkeit man zum voraus meist nicht richtig einschätzt: Nadeln, Nägel, Medikamente, Werkzeug und so weiter. Ebenso besorgte ich die Lebensmittel; mehrere Kilo Suppenwürfel, Milchpulver, Zucker, Tee, Ovomaltine und andere haltbare Eßwaren türmten sich allmählich in einem Magazin des